

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

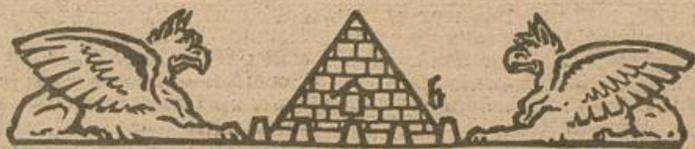
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

1.1.1933 (No. 1)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

2. Jahrg. No 1



1. Jan. 1933

Oscar Beckert / Zur Geschichte des St. Michaelsberges

Untergrombach, hingelagert am Bergeshange und zu beiden Seiten des lieblichen Grombachtales, ist zum großen Teil umhüllt von im Frühjahr und Sommer blühenden und grünenden Buchenwäldern, dem häufig Vorüberziehenden nur den in Dorfmitte sich erhebenden Kirchturm und einige hervorragende Bauten hindurch. Nur der vermag das wunderbare Landschaftsbild und die prächtige Lage von Untergrombach zu genießen, der die kleine Höhe auf sich nimmt, vom Nebeldunst der Ebene emporzusteigen und die reine Luft des Berges. Oben angekommen, wird er überraschend reichlich entschädigt für diese kleine Anstrengung. Ein gar herrlicher Rundblick erfreut sein Auge. Gen Norden schweift ein Blick über zwei herrlich bewaldete Berggründen hinweg bis zu den Sandsteinbrüchen bei Heidelberg, gegen Westen schaut er die ruhig gelegene Rheinebene mit ihren freundlichen Dörfern, am Horizont erscheinen bei guter Sicht die Türme des Domes zu Speyer und die Berge der Gardi. Im Südwesten erkennt man die Türme und Schornsteine der Landeshauptstadt, während weiter gegen Süden die Vorberge des Schwarzwaldes sichtbar werden. Im Osten endlich überblicken wir einen großen Teil des Pfalz- und Kraichgauhügellandes. Kein Wunder, wenn alljährlich große Scharen von Fremden aus nah und fern diesem herrlichen Erde einen Besuch abtatten.

Die geschichtliche Vergangenheit des St. Michaelsberges ist mit der Untergrombachs und mit der des benachbarten Obergrombach eng verknüpft.

Die schriftliche Ueberlieferung gibt uns keine Kunde über die frühesten Bewohner. Wie sind hier einzeln und allein auf die Kunde angewiesen, die bei Ausgrabungen im Bereiche des St. Michaelsberges zutage gefördert wurden. Bei diesen Ausgrabungen, die in den Jahren 1888 durch Professor Schwabacher und 1896 durch A. Bonnet auf dem Berge vorgenommen wurden, wurde eine geschlossene Ansiedlung aus der Steinzeit freigelegt. Dieselbe gruppierte sich um den höchsten Punkt (274,4 Meter ü. d. M.) des St. Michaelsberges und hatte eine Länge von 400 Meter und eine Breite von etwa 200 Meter und zog sich — der Kuppe des Berges entsprechend — von Osten nach Westen und war durch einen 5 bis 6 Meter tiefen Graben insbesondere gegen Osten geschützt. Zutage gefördert wurden zahlreiche Gegenstände, Gefäße aus Ton, Werkzeuge aus Knochen, Horn und Stein, Teile und ganze menschliche Skelette, deren Alter auf 3500 Jahre geschätzt wird. Die Gegend war demnach schon 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung von Menschen bewohnt. Diese Bewohner waren Kelten. In jener Epoche allerdings war die heute so herrlich angebaute Rheinebene ein kumpfiger, undurchdringlicher Wald, in den sich der Mensch nicht vorwagte. Er haufte zum Teil in Höhlen, die er am Bergeshang gearabte. Zu Beginn unserer Zeitrechnung wurden diese Kelten von den einbrechenden Germanenstämmen teils aufgerieben, teils über den Rhein getrieben. Als die Völkerwanderung zu Ende war, saßen in unserer Gegend Franken. Zur Zeit der Römerherrschaft stand auf dem Michaelsberg ein römischer Aussichtsturm, konnte man doch auf der Höhe einen herrlichen Ausblick haben. Die noch heute erhaltenen Namen der Michaelsberg, der Lärmenfeier und Nimerich (früher Nimerich) geben schon auf die von der militärischen Bedeutung des Berges zur Zeit der Römer hin. Von den Römern hatten die Germanen die Kunst der Baukunst erlernt. Dies trug ja auch viel zur Sebsthaftigkeit der Germanenstämmen bei. Von den Römern erlernten sie den

Anbau der Weinrebe, die heute noch in unserer Heimat von großer Bedeutung ist, ebenso den Getreide- und Obstbau.

Wie bereits gesagt, sind auch über den St. Michaelsberg und seine Kapelle nur spärliche Urkunden aus alter Zeit vorhanden. Nach den ältesten Aufzeichnungen muß man annehmen, daß der Berg schon vor der Erbauung der Kapelle den Namen Michaelsberg trug. Man vermutet, daß die Bezeichnung zusammenhängt mit dem altdeutschen Wort „Michel“, d. h. groß, da der Berg die höchste Erhebung in der Umgebung hat. Die erste schriftliche Angabe über die Kapelle datiert vom Jahre 1346. Im Jahre 1401 wird der Berg nach der auf ihm stehenden Kapelle „Kapellenberg“ genannt. Diese Bezeichnung hat sich bis zu unserer Zeit in dem Gewann Kapellenberg erhalten. Die Kapelle galt als Heiligtum des Erzengels Michael und war bis 1803 eine berühmte Wallfahrtsstätte des Bruchsal. Vom Jahre 1754 bis 1803 wirkten Kapuzinerpatres auf dem Berg. Sie gehörten zur Kapuzinerniederlassung in Bruchsal, die ihre Hauptniederlassung und Zeltung in Mainz hatten. Mit dem Jahre 1803 begann die Leidenszeit des Heiligtums. Diese neuere Geschichte der Kapelle ist durch mehrere besonders in letzter Zeit erfolgte Veröffentlichungen wohl allgemein bekannt geworden.

Die erste Urkunde über Ober- und Untergrombach stammt aus dem Jahre 791 nach Chr., also aus der Zeit Karls des Großen. In diesem Schriftstück ist zum ersten Male das Dorf „Grumbach im Kraichgau“ erwähnt. Doch galt diese Bezeichnung für beide Dörfer: Obergrombach und Untergrombach. In jener Zeit war also der Ort Untergrombach (gemeinsam mit Obergrombach) bereits ein Dorf, vom St. Michaelsberg ist allerdings in diesen ältesten Urkunden nichts erwähnt. Diese älteste Urkunde wurde im Kloster Lorch bei Worms aufbewahrt.

Im Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe von Speyer lesen wir aus dem Jahre 1020 n. Chr.: „Auf der Grumbacher Gemarkung“; es handelte sich hier um einen Tausch von Grundbesitz. 1193 sind dann beide Dörfer in einem päpstlichen Rundschreiben genannt, in dieser Urkunde lesen wir: Grumbach. Im Jahre 1275 wird zum erstenmal eine Unterscheidung gemacht zwischen Obergrombach und Untergrombach; man findet da die Namen: Ober- und untern Grumbach. Eine andere Urkunde berichtet uns, daß im Jahre 1299 ein Herr Gebhard von Albstadt Hof samt Wiesen und Weinbergen zu Untergrombach an das Kloster Herrenthal gegeben habe als Lehenenszins. Die Urkunden des 14. Jahrhunderts bringen die Namen: Andern- und Undergrumbach. Ueberhaupt ist in den Aufzeichnungen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts der beiden Dörfer oft Erwähnung getan, und es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß beide Orte in jenen Tagen blühende, emporstrebende Gemeinwesen waren.

Als Ortsherrn erscheinen zuerst die Herren von Grumbach, nach deren Aussterben die Familie von Sodingen. Von 1350 ist Obergrombach mit Burg bereits im Besitz des Bischofs von Speyer. Das Dorf erhielt Stadtrecht und führt von nun an die Bezeichnung: Stadt und Burg Obergrombach.

In der Urkunde von 1401 ist eine Mühle genannt, die vom Hochstift in Speyer das Vorrecht hatte, für die bischöfliche Regierung in Speyer das Getreide zu mahlen. Sagt doch die Urkunde: „Von der mitteln Mühle gelegen zu Undergrumbach, des Stifts zu Spiermalnile zu Undergrumbach.“ Als Landesherrschaft über Untergrombach trakt das Hochstift zu Speyer urkundlich erst 1497.

auf. Nach dieser Urkunde hatte der Bischof von Speyer das Recht, über die Frühmehlgüter in Unergrombach und Büchenau zu verfügen. Der damalige Bischof Ludwiga ließ auch die Pfarrgüter neu feststellen. Auch hören wir von dem Verkauf des Pfarrwingsart. Der Vorgänger von Bischof Ludwiga, Mathias von Namuna, hatte die Burg in Obergrombach neu besetzen lassen und ihr den Namen „Mardoeburg“ gegeben. Im 16. Jahrhundert ging dann die Landesherrschaft in Unergrombach endgültig auf das Hochstift in Speyer über. In einer Urkunde aus dem Jahr 1617 lesen wir: „Unergrombach ist bischöflich speyrisch.“ Doch schon 100 Jahre früher waren schwere Tage über unsern Ort, sowie Obergrombach hereingebrochen. Die schwer geknechteten Bauern hatten sich erhoben. Mord, Raub, Plünderung war ihre Losung. In diesen Tagen litten beide Orte schwer unter den Kriessargeneln. Einer der bedeutendsten Führer in dieser Bewegung war Kris Kost, geboren zu Unergrombach um 1470, der wie kein Zweiter den größten Anteil an den Umsturzplänen und Versuchen des damaligen geknechteten Bauernstandes hatte. Der Chronist sagt von ihm: „Kraftlos und kühn, verschlagen und fanatisiert, ein Kenner der Menschen und ihrer Leidenschaften, verständig, Alt und Jung, Männer und Weiber zu umstriden, allezeit unflätig für jede Verfolgung. Er muß eine Persönlichkeit von dämonischem Einfluß gewesen sein, von einer Zähigkeit in der Verfolgung seiner Ziele, er blieb aufrecht, wo andern der Mut sank.“ In den Verschwörungen von 1502, 1513 und 1517 war er die Hauptperson. Der Bauernaufstand wurde 1526 niedergeworfen und die Aufständischen sehr schwer bestraft. Auch in Unergrombach fanden viele Hinrichtungen statt. Heute noch bestehende Bezeichnungen wie „Galgenteich“, „Sünderpfad“ und „Hochgerichtsstätte (Hochstatt)“ geben hiervon Zeugnis. Auch im Mährischen Kriege blieb die Bevölkerung von Not und Elend nicht verschont.

Im Mittelpunkt der kriegerischen Ereignisse steht die Burg von Obergrombach. Um 1625 erschien eine Mansfelder Abteilung und belagerte Stadt und Burg Obergrombach und nahm sie ein. Doch wurde sie bald darauf vom Speyerer Bischof Philipp von Sötern wieder befreit. 1633 wurde die Burg von Oberst Schmittberger belagert; 1644 von Generalmajor Kossa eingenommen. Man nimmt an, daß die Burg damals in Trümmer sank. Ueber das Schicksal der Dörfer Ober- und Unergrombach fehlen genaue Angaben, doch läßt sich aus den angeführten Tatsachen entnehmen, daß die Bevölkerung der umliegenden Orte sehr in Mitleidenschaft gezogen wurde. Vor dem 30jährigen Kriege zählte z. B. Unergrombach 192 Familien, 1635 nur noch 152 Einwohner, 31 Erwachsene, 66 Kinder. 1667 zählte man 82 Familien, 1683 nur noch 70. Am schlimmsten erging es jedoch der Bevölkerung im sogenannten Pfälzischen Erbfolgekriege. In dieser Zeit afehellten sich zum Kriegselend noch Krankheit und Hungersnot; diese dauerte von 1691 bis 1694, die den Ort Unergrombach beinahe aussterben ließ. Das 18. Jahrhundert brachte wieder einigermaßen Ruhe ins Land und damit auch für Unergrombach Erholung und neuen Aufschwung.

Aus den Akten jener Zeit ist ersichtlich, daß man sich wieder der Aufbauarbeit widmete. So findet man eine genaue Niederschrift über die Grenzfestsetzung der Gemarkungen Obergrombach-Michaelsberg-Unergrombach und Weingarten-Unergrombach aus dem Jahre 1733. Auch die durch einen Beauftragten des Bischofs von Speyer vorgenommene Festsetzung und Schätzung sämtlicher Grundstücke der Gemeinde Unergrombach (wozu auch der arößere Teil des Michaelsberggebietes gehört) verdient Beach-

tung. Diese außergewöhnliche Arbeit ist in Urchrift Akten auf dem Rathaus in Unergrombach, und das Schriftstück, das die Gemeinde aus früheren Tagen an Zeit gerettet hat. Mit welcher Genauigkeit sind hier die der Gewanne und Grundstücke eingezeichnet! Diese Urk. staltet uns auch, eine kleine Berufsählung aus jener Zeit zuziehen. Im Rahmen meiner chronistischen Abhandlung hier nur die Gewerbetreibenden und Handwerker, die in Zeit (1745) hier anfällig waren, genannt werden:

Zimmermann 3, Maurer 1, Schreiner 2, W. Schmied 3, Schuhmacher 2, Schneider 3, Bäcker 2, We. Wirt 3, Färmer 1, Weber 4, Dreher 1, Gießer (B. Kerzen) 8, Barbierer 1.

Von besonderer Bedeutung für die beiden Orte ist da 1803. Durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluß der Bischof von Speyer seines weltlichen Besitzes verlustig. Gebiet kam an die Markgrafschaft Baden-Durlach und 1806 es dem neuerrichteten Großherzogtum Baden einverleibt. Da kämpften in den Heeren Napoleons mehrere Soldaten von Unergrombach. 1807 starb Johann Stoll in Danzig, 1813 Franz Müller in Spanien, ebenso Anton Niede, 1814 Josef We. Spital zu Molsheim bei Straburg, 1815 Johann Biedern. Als nach den Befreiungskriegen wieder Ruhe ins Land kam, das Dorf Unergrombach einen bedeutenden Aufschwung. Entwicklung Obergrombachs hielt nicht gleichen Schritt. In ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts konnte sich zwar Bevölkerung noch größtenteils von Landwirtschaft ernähren. Anschluß Unergrombachs an den Eisenbahnverkehr (Haupt. Karlsruhe-Heidelberg), zwischen den Stationen Weingarten (Bruchsal) schuf jedoch neue Wirtschaftsmöglichkeiten. Die B. ferung wuchs. Bei der 1865 vorgenommenen Zählung Unergrombach (einschl. der auf dem Michaelsberg wohnen. Leute) 1666 Einwohner, hiervon 1495 Katholiken, 6 Protestan. und 165 Israeliten. In jene Zeit fallen auch die Anfänge unse. heimischen Zigarrenindustrie, die wiederum neue Arbeitsmögl. keiten schuf. Von der Landwirtschaft allein konnte sich die B. ferung nicht mehr ernähren. Die männliche Bevölkerung i. Arbeitstellen in Bruchsal, Durlach und Karlsruhe. So ist. wenigen Jahrzehnten aus dem ehemals reinen Agrardorf. Industriedorf geworden. Zählt man doch heute in Unergromb. allein 15 Betriebe für Zigarrenherstellung. Der Ort breitet. mächtig aus; die Bevölkerungszahl wird sehr bald 3000 erre. haben.

In immer stärker werdendem Maße bildet der St. Michael. berg den Hauptanziehungspunkt und das allsonntägliche Me. und Spazierganzziel. Der Berg ist in einer gemüthlichen hal. Stunde auf schönen Wegen durch Wald und Rebgeleude erreicht. Mehrere sogenannte Marienln, sowie eine hohe Fahnenstän. an der an hohen Feiertagen die Ortsjahne hochgezogen wi. deuten den Aufstieg. An den Patroziniumsfesten Cosmas u. Damian (Schutzpatrone des Ortes) und St. Michaelstag (Schu. patron des Berges und seiner Kapelle) ist alljährlich ein ga. außerordentlich starker Zustrom aus nah und fern zu verzeichn. in allhergebrachter frommer Weise pilgern an diesem Tage lan. Prozeffionen auf den Berg. Im Freien wird feierlicher Gotte. dienst abgehalten. Unmittelbar daneben findet gewissermaß. Jahrmarkt statt.

(Schriftliche Unterlagen steuerten gütigst bei Emil W. Karlsruhe und Dr. Lanber-Baden-Baden.)

Wolfgang Jabo / Heidelberger Historiker

1.

W. Andreas: Deutschland vor der Reformation.

Es sind die Revolutionen und geistigen Umwälzungen in der Geschichte, die meist den Brennpunkt des allgemeinen Interesses bilden. An erster Stelle stehen dabei, auch der zahlenmäßigen Fülle der Stoffbearbeitung nach, jene beiden Umwälzungen, die in Europa das bürgerliche Zeitalter reformiert haben, die Reformation und die französische Revolution. Die Revolution als isolierte Tatsache festzustellen, würde sinnlos erscheinen; sie kann nur dargestellt und erklärt werden als das Endergebnis eines widerspruchsvollen Prozesses, nicht als ein zufälliges, elementares Ereignis. Die dialektische Entwicklung der vorrevolutionären Geschichte (wie der Geschichte überhaupt) besteht in einer allmählichen Häufung der Widersprüche der sich überlebenden Epoche auf allen Gebieten, deren Quantität schließlich in die Qualität des revolutionären Bruchs und damit in eine neue Epoche umschlägt. Der werdende Prozeß, das Heraufsteigen der Revolution ist also eben so wichtig für die Geschichtsforschung als das revolutionäre Ergebnis selbst, beide gehören zusammen. Trotzdem wird die Vorgeschichte oft etwas flüchtig behandelt und es ist insofern ein besonderes Verdienst, daß Prof. W. Andreas, der derzeitige Rektor der Heidelberger Universität, es unternommen hat, diesen Prozeß für die Reformation in einem umfangreichen Werk „Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende“*) zu schildern, eine Arbeit, der sich seit mehreren Jahrzehnten kein Historiker mehr unterzogen hat und zu deren Bewältigung eine Fülle neuen

Materials zu verarbeiten war. — Die Reformation ist Revol. tion. Nur ist die Bruchstelle nicht, wie meist bei Revolutionen das Soziale, sondern das Religiöse. Die Revolution bricht also sam am Knotenpunkt der Widersprüche aus und die Unzufriedenheit wendet sich, obwohl sie durchaus allgemein und nicht u. religiös ist, gegen die Institution, die die alte Zeit am offenk. lichten symbolisiert, gegen die Kirche. Das ist die Erscheinung. form. Trotzdem sind Unter- und Hintergründe der Reformati. soziale und wirtschaftliche und wirkt die Reformation objek. wirtschaftsrevolutionär.

Die Hauptaufgabe, die sich Andreas stellt und mit der er gleichzeitig von anderen Werken über die selbe Epoche abgren. liegt in der Schilderung der Gesamtheit aller vorreform. torischen Strömungen in Kirche, Staat, Kultur und Wirtschaft. Er bedauert das Sich-Verlieren in Einzelforschungen und demgegenüber sich „unspannendere Aufgaben“, die er mit heillichem Griff“ gestalten will. Gerade die angestrebte Zusammenfassung der Einzelaebiete zu einer Einheit und die in Geschlossenheit und Verbundenheit scheint uns indessen nicht reicht zu sein. In drei Teilen und zehn Kapiteln haben wir Summe, fast eine Unsumme von Einzelheiten und Einzels. suchungen vor uns, zwischen denen das verbindende Band Die einzelnen Abschnitte stehen nebeneinander und gehen vi. zwingender Logik auseinander hervor. Der beste Beweis. ist, daß man, mit Ausnahme des außerordentlich geachteten. leitungs Kapitels, die Abschnitte auch umstellen könnte. Es er.

*) Deutsche Verlagsanstalt Smitgart, 1932.

das ganze Werk mehr als ein farbiges Mosaik mit vielen, gut gestalteten Einzelmotiven, denn als einheitlicher Wurf, mehr als Stoffansammlung denn als ein Guss. Eine solche Einheitlichkeit wäre zu erreichen gewesen bei einem bestimmten, individuellen Leitgedanken, einer bestimmten Gesamtaufassung, bei Betrachtung der Epoche unter einem bestimmten geistigen Gesichtspunkt. Das ist der Fall bei Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien“, die eine ganz neue Betrachtungsweise dieser Zeit einleitete und mit der in einer Reihe von Besprechungen und auch vom Verfasser selbst das vorliegende Werk verglichen, unseres Erachtens aus den dargelegten Gründen mit Unrecht verglichen wird.

Das Wesentliche ist, daß die Tatsache der Nichteinheit durchaus nicht zufällig ist, sondern aus einer bestimmten Auffassung über Geschichtsschreibung durch Andreas zwangsläufig hervorgeht, wobei betont werden muß, daß Andreas nur der Einzelfall einer ganzen Historikergeneration ist. In seinem Vorwort sagt der Verfasser, daß er die Dinge nicht pressen wolle, daß er es ablehne, sie „in begriffliche Formelhaftigkeit zu verflüchtigen“. Hier ist der Kernpunkt, nämlich jene Scheu vor der Begrifflichkeit, vor der Dialektik des geschichtlichen Geschehens, vor der rationalen und nüchternen Analyse. Man hütet eine rein schildernde (farbig schildernde, das sei zugegeben) Objektivität der Darstellung wie seinen Augapfel, wobei der ordnende Geist zu kurz kommt. Man zieht sich auf die konkreten Tatsachen zurück und hält sie von jeder „begrifflichen Formelhaftigkeit“ rein, ohne zu bedenken, daß die nackten Tatsachen als solche sinnlos und belanglos erscheinen, wenn sie nicht — das ist die andere Seite — durch begriffliche Formulierungen geordnet und verdichtet werden. Es fehlt eben hier wie so oft in der Geschichtsschreibung die Leitidee, um die der Stoff konzentriert ist, von dem aus er anfaßt wird, jene Logik des Auseinanderhervorgehens und Entwickelns, von der oben gesprochen wurde. Sehen wir näher zu, so kommen wir, nicht für das vorliegende Werk allein, sondern für einen Großteil moderner Geschichtsschreibung überhaupt, darauf: es fehlt der Boden einer festen Weltanschauung. (Genauere Untersuchungen würden hier zu überraschend ähnlichen Ergebnissen führen wie für den „Stilzerfall in der Malerei“, mit dem wir uns vor einiger Zeit an dieser Stelle auseinandersetzen). Uns will es durchaus nicht als Lob, eher das Gegenteil erscheinen, was in einer Kritik des vorliegenden Buches längst gerühmt wurde: „Auch bei genauerem Hinsehen ist es nicht möglich festzustellen, in welchem Weltanschauungsstadium der Verfasser selbst steht.“

Zur Verdeutlichung des Gesagten ein konkretes, positives Beispiel, wie der Stoff hätte unter einem Gesichtspunkt gestaltet werden können und unseres Erachtens hätte gestaltet werden müssen. Das entscheidende Schlüsselwort, das man bei der Zeitwende der Reformation erhaschen muß, ist die Wandlung der wirtschaftlichen Grundlage. Das Kapitel „Städtisches Wirtschaftsleben in der Zeit frühkapitalistischer Entwicklung“ hätte in erweiterter Form an den Anfang gestellt werden müssen. Hier ist eine feste und reale Basis gegeben, von der aus sich alles aufrollen läßt. Grundlage: Steigerung der Produktivkraft der Arbeit, die

sich äußert in der aufkommenden Spezialisierung und Arbeitsteilung des vorreformatorischen Handwerks und in den Neuerfindungen und Entdeckungen, daraus entspringend gesteigerte Warenmengen, Sprengung des hierarchisch geordneten, friedlichen und relativ abgeschlossenen Rahmens, Entfaltung der Warenwirtschaft, von der Bedarfsdeckung zur Profitwirtschaft und die ungeheuer bedenkliche Verschärfung persönlicher Abhängigkeitsverhältnisse. Von hier aus wäre alles begrifflich zu erfassen gewesen: die religiöse Wandlung als Forderung geschlossener und feudaler Bindungen, die Politik, die Gründe hauptsächlich für das Stedenbleiben der Reichsreform infolge der Klassenverhältnisse, die kulturellen und künstlerischen Reaktionen und Tatsachen. (Das kann natürlich hier nur in Stichworten angedeutet werden.) Alles gezeichnet nicht schematisch, sondern unter Berücksichtigung der zahlreichen Gegenkräfte, Veräufungen, Widersprüche und Hemmungen. Man mißverstehe nicht: fast alles, was oben angedeutet wurde an wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen der vorreformatorischen Epoche, ist bei Andreas in erschöpfender Breite geschildert, und es erweist sich in dem Werk in hohem Maß, wie nützlich es ist, wenn ein Historiker auch Volkswirtschaft kennt (wie das bei Andreas der Fall ist). Nein, daran liegt es nicht, sondern daran, daß, bildlich gesprochen, das Fundament der Zeitenwende in der Luft hängt und damit alles andere auch. Die Knoten- und Aufhängenpunkte, die wesentlichen Grundtatsachen sind mitten im Werk verborgen. So jener wichtige Satz, der wegen seiner Bedeutung für die Epoche wörtlich zitiert sei. Es heißt da über Jakob Fugger: „Der Erwerb erscheint somit bei ihm als eine Art Selbstzweck... Der nichts anderes kennende Individualismus unbedingten Gewinnstrebens und rücksichtslosen Wettbewerbs hat die traditionellen Bindungen der christlichen Wirtschaftsideale und des mittelalterlichen Herkommens abgestreift.“ Diese fundamentale und entscheidende Bemerkung müßte statt auf Seite 346 auf Seite 1 stehen!

Fehlt die begrifflich-analytische Auffassung, so ergibt sich mit Notwendigkeit die Anarchie des Stoffes. Andreas sagt im Vorwort, daß er der „Schilderung des Zuständlichen einen erheblichen Raum zubilligen“ müsse. Wir können sagen: einen zu ausschließlichlichen Raum. Es wird noch einmal die Lage gegenwärtiger Geschichtsschreibung beleuchtet: Entfaltung des Stoffes und des Materials auf Kosten der Idee. (Obwohl natürlich klar ist, daß auch das Gegenteil eine Gefahr sein kann, nämlich die dürre und abstrakt bleibende Begriffsanalyse, die das Stoffliche zu wenig beachtet, eine Gefahr, der die marxistische Geschichtsschreibung zuweilen erlegen ist.) Der Stoff, die Erzählung, die Schilderung herrscht, und der Leser sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht, vor lauter Gestaltenfülle und Einzelheiten nicht das Gesamte, er verliert in Beschreibung, wo er Ordnung, Orientierung, Erklärung sucht. Innerhalb des Stofflichen allerdings ist die Festigung von Andreas gewaltig und ruft auf einem ganz umfassenden und wertvollen Quellenstudium. Es muß auch betont werden, daß die Festigung außerordentlich fest ist, wozu die plastischen und oft vorzüglich gelungenen Biographien ebenso wie die farbige, volle Schilderung, in der Andreas anerkannter Meister ist, in erster Linie beitragen.

Emanuel von Bodman / Der Sand / Novelle

Zwischen rotkämmigen Föhren, die zu heißer Sommerstunde mit ihren Wipfeln so leise im hohen Blau wehen konnten und im Spätsommer und in den Märztagen braunen, daß der Wald zum Meere wurde, stand das Häuschen des Fortwärters Klein.

Als er in die Gifel verfiel wurde und einzog, war ein hell-schimmernder Tag über die Weiten ausgegossen, seine Frau lachte mit frischen Lippen vor sich hin, wie sie ihm half, die letzten Stühle und Kissen aus der Kammer in die Tür tragen, und der schwere Gaul schwarte ungeduldig im nadelbedeckten Boden. Nachher machten sie Arm in Arm einen Rundgang ums Haus, sahen ihre Schatten im Weiser und schlenderten dem Waldanfang zu. Da breitete sich das Heidekraut, die Bienen summten. Sie blickten durch die Stämme und hatten in einer Mulde das fremde Bergarbeiterstädtchen vor sich liegen, das nun zu ihrer neuen Heimat gehörte. Bleichsichtige Häuser starrten in den Tag. Rechter Hand lag ein gewaltiger Schlot in den Himmel: der „lange Emil“.

Da sie jung waren und guter Dinge, hatten sie sich bald eingelebt, und wenn ihnen das unfreundliche Städtchen auch wenig sagte, so fanden sie sich doch mit einigen Familien zusammen zu Schwab und Vachen, und an den Sonntagen zogen sie die breite Landstraße zum Kaffee oder einem Tänzchen ins gebuckelte Land hinaus. Weiters in der Woche, zwei Stunden vor dem Abendbrot, piff der Förster seinem Hund und ging mit ihm, der eine die Nase in der Luft, der andere am Boden, nach dem Gasthof zum „Bleiberg“, einem großen öden Gebäude in der schnurgeraden Hauptstraße, um in der dunkelgebeizten Stube sein Glas Bier, im Winter wohl auch seinen Grog zu trinken und mit dem Postmeister und dem Bahnvorstand im gleichen Zuge eine Pfeife zu rauchen.

Der Weg war ihm bald vertraut, freundschaftlich grub sich sein Schritt hinein. Nur wenn er am Bergwerk vorbeikam, wo der Bleibach sein totes, leichenhaft schillerndes Abwasser über die Halde in die südre Schlucht ergoß, nahm er seinen Kameraden an die Seite.

Nachher war er auch wieder froh, seinen einsamen Heimweh wieder aufnehmen zu können. Er freute sich jedesmal, wenn ihm die ersten drei Föhren, die für sich standen, entgegen dunkelst, und er trank den Waldatem tief in die Lungen. Die Kinder drüben zwischen den saften Mauern waren anders als die in seiner Heimat, die Blumen in den Vorgärten ärmlischer, und oft genug helleckerten die Hühner die Stiegen mit wäferigen Kot. Das kam von dem ausgewachsenen Sand auf der Halde, der mit dem Erz aus dem Erdinnern heraufgepumpt wurde. Mit jedem Lüftchen überflog er die Stadt, brachte überallhin einen Gedanken Blei mit und machte die Landschaft rundum tiefinnig. Dafür sprudelte in den Kesseln im Werk das klüfftige Metall und am Samstag gingen an der Post Silberbarren, groß wie Stollenbrote, in die Welt hinaus.

Der Fortwärtter verstand es, aus seinem Dienst eine Lust zu machen, und das um so mehr, je näher er das Los der Bergleute drüben fühlte, die am hellen Morgen in die Nacht hinabfahren mußten, statt Sonne Laternenlicht auf den Händen. Den Forst abzubreiten, Stämme abschlagen, Holzfaller und Holzbocken überwachen, das geschah doch in früherer Lust. Und dann die Jagd! Durch betantes Heidekraut pirschen, über Moor und Bachtal den Hirchen und Wildjagden nach ins dunkle Lannendickicht, Kaninchen abschleichen, die den Boden durchwühlten, im Frühling auf den Anstand, wenn die erste Schneepfl im Bruch quartete, das war ein Leben, und wenn auch hin und wieder hinter einer Moorkluppe bei Sonnenuntergang der Schatten eines Wilderers auftauchte, so verschwand er bald wieder, weil er seinen Meister im Revier kannte. Bald war er die rechte Hand des Oberförsters.

Seine Frau saß im Häuschen wie ein munterer Vogel im Bauer, dem das Türlein offen steht und der sich nach jedem Auszug wieder gerne auf sein Stedchen setzt. Ganz allein hauste sie mit ihm lange Zeit und stand bald mit Kleiser und Weiber, Bauer und Gärtchen auf vertrautem Fuß wie mit befreundeten Wesen. Zwei Jahre nach ihrem Einzug schaukelte sie ein Kind in der Holzviene in der Waldsonne vor der Tür. Es wuchs, und bald

lief es schon im grünen Wams, den ihm die Mutter aus Vaters abgelegtem zurecht geschneidert hatte, um die Hausede den Uebeln nach, wie sie mit großen runden Augen und glänzendem Leib ins Schilf lurrten. Sie lehnte sich an die Schulter ihres Mannes, und die ersten Sterne strahlten in ihr Gesicht.

War das Kind zu Bett gebracht, pflegte er nach schriftlichen Arbeiten noch eine Stunde mit ihr aufzusitzen und ihr aus der Zeitung vorzulesen, oder er holte, um länger an einem Fleck zu verweilen, ein Buch aus dem Schrank und las ihr Geschichten oder von Ländern, in die zu reisen ihnen der Brottord zu hoch hing und die sich doch in ihrem Innern so aufstauten, als wären sie dort gewesen. So füllte sich von Jahr zu Jahr das Haus wie eine Spieltschachtel mit Bildern, welche die beiden bloß herauszunehmen brauchten, um ihre Abende zu beleben. Nur wie ganz von fern dröhnte der Hockhammer in ihre Stille.

Da kam die erste Störung herüber, lief aber noch gut ab. An einem schwülen Sommerabend schlief dem Forstwart, während er hemdärmelig im Gärtchen mit dem Rechen arbeitete, der Hund. Er pfiß ihm, rief ihm, suchte ihn vergebens. Er schien ausgerissen zu sein, um zu jagen. Nachher beim Nachlesen glaubte er sein Belken zu hören und trat ans Fenster: da kam der Hund wie besessen den Waldweg hergerast, stellte sich hoch, drehte sich atemlos im Kreis seinem Schwanz nach und stürmte dann ins Haus, treppauf, treppab, treppauf, treppab, daß sich der Forstwart und seine Frau ansahen. Er griff nach seinem Jagdstuhl und drängte ihn in den Keller hinab, schloß die Thür, schob ihm rasch einen Eimer Wasser hin. Sofort schlappte er ihn aus, legte sich wie tot hin. Er mußte zu nah an den Blekkammern vorbeigegangen sein, denen mitunter giftige Gase entströmten. Am nächsten Morgen war er wieder munter und wedelte und blieb fortan gesund wie die ganze Familie, die einträchtig mit dem Walde grünte und blühte.

Nun hatte der Knabe schon seine ersten Hosen an, bald bekam er Schiefertafel und Schulranzen, balgte sich mit den Kameraden, horchte ins Land hinaus und staunte zum gewaltigen Kamin empor. Gern ging er nach der Schule für sich über den Sandberg, am Mittag, wenn es darin funkelte und altberte, und hörte der Niesenpumpe zu, die aus der Erde immer größere Sandmassen heraufholte und auf die Halde legte. Nach einem Ausflug durfte er einmal im Abendrauen mit den Eltern darüber blüwandern. Da waren die ruhigen dunklen Hügel noch größer als bei Tag, und erfreute sich, wie sich ihre Füße so weich darin ein-gruben. Der Vater sagte: „Bald ist es hier wie in den Dünen,“ und die Mutter träumenden Auges: „In der Wüste wird es auch ähnlich sein.“ Auf dem Heimweg fiel es ihr auf, daß die Stauden und Kräuter gegen den Wald zu abgenommen hatten, überall schimmerten weiße Häuschen dazwischen. Sie deutete hin, der Förster sagte: „Der Sand fängt an zu wandern,“ und trat schwellend in den alten Wea.

Wie nun eines Morgens, als es wehte, der Bäckerburche der Frau das Brot aus seiner Beine in die Haustür reichte, machte sie große Augen: es war ganz grau überzogen und blinkerte, und sie mußte es abwischen.

Jetzt, wo der Herbst seine Stürme brachte, der Forst aufstöhnte und die grauen Wolken trieben, überkam auch den Sandberg, den großen Heimatlofen, die Wanderföhnecht. Nach allen vier Winden schickte er seine Boten aus. Sand wanderte durch die Straßen des Städtchens, flog auf die Dächer, legte sich auf die Fenstersimsen, drana heimlich in die Häuser, knirschte fein und unmerklich unter den Schritten auf dem Fußboden, schlich in die Schränke und Töpfe. Sand wanderte ins flache Land hinaus, lief auf die Wälder zu, setzte sich breit auf die Baumäste. Sand bekam Hunger, und fing an, von unten an die Tannen zu benagen. Eiselstürme heulten wie tobende Hunde in den Kaminen, wirbelten im Sandberg und strenten heizende weiße Wolken umher, daß die Leute, die unterwegs waren, das Gesicht verdeckten. Als der Förster einmal von seinem Wirtschaftsgang heimkehrte, sah der unheimliche Gait manns hoch auf seinen Freunden am Wald-eingang, den drei Föhren. Er ließ sie nicht mehr los. Wald be-gann er zu fressen, grünen Wald. Totenblau sagte der Heim-fömmling zu seiner Frau: „Der Sand wandert gegen den Wald,“ und in den Nächten ientte sich die Angst auf ihre Brust. Das Häuschen im Walde war beiden ihr Leben.

Der Forstwart machte Pläne für später, ließ öfters das Wort fallen: „Wenn wir einmal anderswo sind . . .“ Aber dann sah sie ihn immer an wie einen Dachs, der, wenn er nicht aufscheucht wurde, sicher nicht freiwillig seinen Bau verließ. Ihr altes es damit wie ihm. Mit den Jahren klebte sie an ihrer Waldscholle, die alle ihre frohen Erinnerungen barg, immer fester und blickte treu an Thür und gebaltete Decke, Ofen und Getäfel.

Der Sohn kam in die Stadt nach Köln zu einem Baumeister in die Lehre. Nun waren die Leuten allein und ihr Leben wechselte still mit Sonne und Regen. Allmählich schickten sie sich in den Sand vor dem Walde. Der Förster zog einmal, als sie nachts bei der Lampe am Tisch saßen, die Uhr heraus und sagte sein Gesicht darauf ientend: „So rasch wie der Zeiger wandert er nicht. Ich bin jetzt Fünfziger und du Bierzigerin.“ Bis zum Waldbrand, wo die Kiefern schon bis unter die Arme in ihm itaten, war es immerhin ein Weg von über zwanzig Minuten . . .

Sie lebten nun fast hingegebener an die Weiße ihres Tages, und jede Waldstume hatte einen tieferen Glanz. Sie sahen viele

Jahre rinnen und wurden ein älteres Paar, in seinem Bart, auf ihrem Schettel stummerten graue Haare. Der Hund — längst ein anderer — schlief bei der Thür unter dem mächtigen Hirschgeweid und schnauzte, während sie einander erzählten.

Nach einer Reihe von Jahren — ihr Haar war schon fast weiß — machten sie an einem Sommeronntag einen Spaziergang nach dem Waldausgang, wo sie damals nach ihrem Einzug durch die Stämme das Städtchen liegen und das hohe Kamin ragen sahen. Die Frau wurde traurig, wie sie auf das eingegangene und ver-schimmerte, zäh und vergebens mit dem Sand kämpfende Heide-trant blickte. Sie setzte sich auf einen Stein und stützte ihre Stirn in die Hand. Im Winter darauf starb sie zwischen ihren grünen Bäumen, auf die noch kein Körnchen geweht war. Er bearub sie unter heftigen Tränen auf dem Friedhof drüben bei den armen Holzkreuzen und war nun in dem Häuschen, das er noch mit ihr gekauft hatte, allein mit dem Walde, der gutwilligen Magd aus Berabheim und der Furcht vor dem Sand.

Schon im Ruhestand, machte er für den Oberförster noch leichte Arbeiten. Nachmittags war er viel dabei und ging die Stege, die ihm noch vom leichten und gelenkigen, nur zuletzt müder ge-wordenen Schritt seiner Frau nachhallte, oft auf und ab, besonders am Abend, wenn er das Dellämpchen im Gang anzündete und eine ihm bisher fremde Unruhe über ihn kam, trat unter die Thür, blickte hinaus in die Dämmerung und traute seinem Hunde den Kopf.

In einer Nacht, die sich schwarz und stumm an die Fenster gelehnt hatte, sah er einmal nach seiner Heimkehr vom Schoppen allein am Tisch und blickte auf den leeren Stuhl ihm gegenüber. Er öffnete die Schublade und holte das Strumpfen heraus, über dem sie einst mit trenen Stichen seine Jagdsocken gestickt hatte und drehte ihn. Da stieg ihm seine Vereinfamung ins weiße Haar, er holte einen Bogen, Feder und Tinte und schrieb es seinem Sohn. Der antwortete, ob er nicht zu ihm in die Stadt ziehen wolle. Mit langen Schritten ging der Förster entschlossen auf und ab und sah sich schon im Geiste in einem Haus, wo andere Menschen wohnten. Er fuhr nach Köln, neu funkelte ihn das Leben in den Straßen an, er ging mit seinem Sohn ins Kaffee-haus, wo er schwärmte, ins Theater, fuhr in der Straßenbahn rund um die Stadt, bestieg den Dom und hatte große Freude. Er sah sich eine kleine Wohnung an, im vierten Stock und blickte über die Dächer und sah den Rhein schimmern. Nachher gingen sie zusammen zum Bier, um die Sache zu besprechen. Er wies ent-schlossen, die Wohnung zu mieten, der Sohn verabschiedete sich und er sah noch eine Weile allein vor seinem Nest. Er sah um sich, lauter fremde Gesichter, da wurde ihm leer in der Brust, in der ganzen, großen Stadt kein Freund, mit dem er ein Stück Weges geschritten war. Er schüttelte für sich den Kopf, was sollte er hier mit seinem Hund in den lauten, altbernden Straßen! Am andern Morgen besuchte er seinen Sohn in seinem Geschäftszimmer, ver-abschiedete sich und sagte, er wolle es sich noch einmal dabehm über-legen. Der lachte und wandte sich dann seinen Zeichnungen zu. Der Förster ging die Treppe hinab, eine Angst, größer als die vor dem Sand war in ihm aufgestiegen.

Er war fast froh, als der Zug wieder in das öde Städtchen einfuhr und den „langen Emil“ ragen sah, so viel Sorge er ihm auch bereitet hatte. Mit munterem, angefülltem Schritt bog er in den Waldweg ein, sein Hund sprang dabei an ihm empor, und es war ihm, als müsse ihm seine Frau entgegen kommen. Im Schlafzimmer stand Bett neben Bett, im Wandspiegel brach sich die Sonne wie einst, er schloß die Augen und fühlte ihre Nähe watten. Jetzt konnte er doch auch wieder mit dem Postmeister und dem Bahnvorstand, die beide auch im Ruhestand waren, im „Weiberg“ sitzen und zwischen ihren Gesprächen alte Zeiten raus-schen hören. Dem Sand auf den Bäumen sah er gleichmütiger ins Gesicht. Angrimmiger, iuntiger, vielfarbener trug er seine Erinnerungen im Kampf gegen den anrückenden Feind in seiner Brust. Im Lärm und Glanz der Stadt hätte er nicht so mit ihnen sein können.

Am übernächsten Sonntag hielt ein über und über weißer Kraftwagen, der kaum Platz auf der Waldstraße hatte, vor dem Häuschen und im hellen Anzug und flotten Strohhut stieg sein Sohn heraus. Er klopfte ihm auf die Schulter, sie open zusammen zu Mittag, tranken eine gute Flasche und nahmen den Kaffee im Garten. „Wann kommst du, Vater?“ fragte der Sohn später. „Soll ich die Wohnung für dich mieten?“ Der Forstwart schüttelte leise den Kopf, lächelte und sagte: „Ich bleibe.“ Jener sah vor sich hin, er hatte es sich gedacht. Am Nachmittag, als der Weiber mit offenem Auge schlief, machten sie zusammen einen Spaziergang. Eine Glocke klang, durch die Stämme sahen sie in der Ferne einen langen, schwarzen Zug von Bergmännern mit einem der ibrigen nach dem Friedhof ziehen. „Ich bleibe so lange an Leben,“ sagte der Förster, „bis der Sand kommt und mein Häuschen zudeckt. Solange klee ich daran und keinen Tag länger.“

Und gegen Abend, als er noch mit seinem Sohn eine Strecke weit gefahren war und nach dem Abschied heimwärts schritt, blief er eine Weile am Waldweg unter den drei Föhren stehen, die längst Gerippe, doch immer noch da waren, und horchte in das Treiben des Sandes, der nur ganz unmerklich altt, wie die Körner in der Sanduhr.